

Erscheint wöchentlich 2 mal
in Leipzig.

Bestellungen nehmen alle
Postanstalten und Buchhand-
lungen des In- und Aus-
landes an.

Für Leipzig nehmen

Bestellungen an:

A. Bebel, Petersstraße 18,
F. Thiele, Emilienstraße 2.

Der Volksstaat

Abonnementspreis
für Preußen incl. Stempel-
steuer 16 Mgr., für die übrigen
deutschen Staaten 12 Mgr.
per Quartal.
Agent für London & Duenfing,
Foreign Bookseller, Libra-
rian and Newsagent, 8,
Little Newport Street, Lei-
cester Square, W. O.
Filialabonnent für die Verein-
igten Staaten: F. A. Sorge, Box 101
Hoboken N. J. via New York

Organ der sozial-demokratischen Arbeiterpartei und der Internationalen Gewerkschaften.

Wahl-Angelegenheiten.

An die Parteigenossen.

Die Parteigenossen machen wir hiermit ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Briefe von und an Parteigenossen jetzt vielfach theils verloren gehen, theils sehr verspätet ankommen. Letzteres geschieht auch hinsichtlich der Telegramme, wie denn namentlich ein von Grimmitzschau nach Glauchau gerichtetes Telegramm nahezu drei Stunden bis zur Adresse gebraucht hat.

Wir ermahnen deshalb die Parteigenossen hiermit, ihre Briefe entweder rekommandirt, oder aber unter einer anderen, indifferenten Adresse, jedenfalls aber sehr zeitig aufzugeben, damit selbst eine Verzögerung um einen Tag nichts schadet.

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir den Verlust und bez. die Verzögerung unserer telegraphischen und brieflichen Korrespondenz, die unsern politischen Gegnern von großem Nutzen ist, nicht den fungirenden Telegraphen- und Postbeamten Schuld geben.

Grimmitzschau, 20. Febr. 1871.

Das sächsische Centralwahlkomitee.

12. Sächs. Wahlbezirk.

Im Bismarck'schen Wahlkomitee steht mit der Pastor Dreydorf. Im Jahre 1867 geschah dies vom Pastor Goward, der wurde aber damals so beleuchtet, daß er es bald aufgab. Ein Pastor als Wahlagitator für Blut und Eisen! Ein Verkünder von Gottes Wort soll an das Wohl seiner Gemeinde denken und nicht an die Verherrlichung Preußens durch Krieg und Steuer. Ein Prediger auf der Kanzel soll sich nicht der Gefahr aussetzen, das Kergerniß eines Theiles seines Auditoriums zu sein.

15. sächs. Wahlbezirk.

Wittweida, 21. Febr. Der volle Name unseres Kandidaten ist:

Lehrer Samuel Spier *).

in Braunschweig.

Burgstädt. Am Sonntag, den 17. Februar, hatten wir Volksversammlung, wo Efflein aus Waldheim und Vogel aus Limbach als Referenten anwesend waren, welche die Prinzipien der Sozialdemokratie erläuterten und dann zur bevorstehenden Reichstagswahl unsern Kandidaten, den Lehrer Spier aus Wolfenbüttel, empfahlen. Die Versammlung war circa 700 Mann stark, worunter natürlich auch die nationalliberalen Anhänger des Prof. „Biedermann“ nicht fehlten. Dieselben verhielten sich, trotz mehrfacher Aufforderung, wie die Mäuschen; in der Presse werden sie uns jedenfalls wieder als die Zerleger der bestehenden staatlichen Verhältnisse hinstellen, aber in den Versammlungen uns gegenüber ihr Prinzip zu verteidigen, dazu sind diese Herren zu feig.

Was ist an einer solchen Partei, die sich für den Kern der Gesellschaft hält, noch zu zerlegen?

17. Sächs. Wahlbezirk.

Schulze = Delitzsch schämt sich in Berlin (und mit Recht) Derer, die ihn im 17. Wahlbezirk aufgestellt haben, und läßt erklären, daß er jede Bewerbung abgelehnt habe. Es ist dies aber, wie aus folgendem Bruchstück eines Briefes Schulze's hervorgeht, eine Lüge:

„Auf etwa beabsichtigte Störungen der Sozialdemokraten gebe ich wenig, noch weniger auf ihre Gegenredner. Ich bin öfter unter ihnen gewesen, und sie haben es schwer gefunden, mich zu stören, dennoch kann ich unter keinen Umständen vor der Wahl dort auftreten, einfach deshalb; weil ein solches persönliches Auftreten einem Gegner gegenüber, der sich im Gefängnis befindet, wie Bebel, der mir nicht in gleicher Weise entgegenzutreten kann, meiner nicht würdig ist, wie mir scheint.“

Wären die beiden Prinzipien, die wir vertreten, sich in der Öffentlichkeit bekämpfen, und beiden Wind und Sonne gleich zugemessen werden.

Sollte man aber meine Kandidatur dort festhalten und in der Wahl durchbringen, so trete ich bestimmt persönlich dort auf.“

Herr Schulze wird aufgefordert, an einem ihm beliebigen Tage in Glauchau gegen seine früheren Anhänger und Schüler, jetzigen Gegner, aufzutreten. Namens des 17. Bezirks protestiren wir gegen die Unterstellung etwaiger Aufstrebungen. Noch nie wurde im 17. Bezirk irgend Jemand an der Ausübung der Redefreiheit gehindert.

18. Sächs. Wahlbezirk.

Wildenfels, 19. Februar. Im Saale des Rathhofs „zu den drei Kronen“ fand heute Nachmittag eine zahlreich besuchte Volksversammlung statt, in welcher der bisherige Abgeordnete des 18. Wahlkreises, Herr Adv. Schrapf aus Grimmitzschau, den Wählern von Wildenfels und Umgegend seine Grundsätze darlegte. Außerdem traten noch die Herren Döbner und Engelhardt aus Zwickau als Redner auf. Die Versammlung, welche nahezu drei Stunden dauerte, beschloß einstimmig, die Kandidatur zu unterstützen.

22. Sächs. Wahlbezirk.

Rirschberg, 20. Febr. Unsere Kaiserlichen haben von

den kaiserlichen Franzosen doch etwas profitirt; sie machen es nach Art der Präfecten. So hat z. B. gestern im Rathhause eine Versammlung stattgefunden, zu welcher alle Ortsvorstände hiesigen Gerichts durch Cirkular und Voten geladen waren. Die Ortsvorstände haben wieder jeder seinen Anhang mitgebracht und so kam eine ansehnliche Zahl Hilfsarbeiter zusammen. Öffentlich wurde Nichts bekannt, darum waren die Herren auch so kühn, die Gegner in ihrer Versammlung zur Opposition aufzufordern! Auf diese Weise ist Herr Dr. Georgi als „best Empfohlener“ nach allen Himmelsgegenden ausgesandt. Die heimkehrenden Dorfbewohner haben wir Abends noch eines Besseren belehrt und werden in öffentlicher Versammlung das Nöthige noch nachholen. Die Wähler des 22. Wahlkreises werden diese neue Art des freien Wahlrechts zu würdigen wissen.

Wahlbezirk Köln.

Köln, den 17. Febr. *) Am 12. dieses hatte sich hier ein Wahlkomitee der hier bestehenden beiden Fraktionen der sozial-demokratischen Arbeiterpartei gebildet, von je 11 Personen und einem 12ten, keiner Fraktion angehörend, um bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben zu können, nachdem in drei Sitzungen kein Resultat erzielt wurde. Indem einerseits von den Mitgliedern des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins nur solche ihrer Mitglieder aufgestellt wurden (Richters und Klein), welche von unserer Partei durchaus nicht anerkannt werden konnten, andererseits Jene Johann Jacoby, welcher von uns aufgestellt und eben keiner Fraktion angehörte, ebenfalls nicht anerkennen wollten, sondern nur lediglich einem physischen Arbeiter ihre Stimme geben wollten. Es wurde jedoch noch eine vierte Sitzung auf gestern Abend 9 Uhr bestimmt. Das Komitee unsererseits war zeitig und vollständig zur Stelle, jedoch die andere Partei blieb aus. Endlich kam der Vorsitzende derselben mit noch vier andern Mitgliedern und erklärte, daß ihr Komitee sich gänzlich aufgelöst habe, indem drei oder vier ihrer Mitglieder sich durchaus zu keinem unparteiischen Kandidaten bequemen wollten. In Folge dessen wurde nun ein unparteiisches Arbeiter-Wahl-Komitee konstituiert, welchem fast sämtliche Anwesende sich anschlossen, und wurde Herr Berg als Vorsitzender, Herr Fall als Schriftführer und Herr Winnen als Kassirer gewählt. Einstimmig wurde sodann beschlossen, Dr. Joh. Jacoby als Wahlkandidat aufzustellen, und zu diesem Zweck am künftigen Sonntag, den 26. d. s., Morgens 10 Uhr, im hiesigen Kaiserpalast eine öffentliche Volksversammlung zu berufen. Das Komitee versammelt sich jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag Abends halb neun Uhr bei Herrn Wisdorf, um nähere Anordnungen zu besprechen. Auch wurde beschlossen, Bezirksversammlungen abzuhalten. Einige anwesende Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, welche sich wegen häuslicher Verhältnisse positiv dem Komitee nicht anschließen konnten, haben aber ihre völlige Mitwirkung unumwunden erklärt.

In dem der „Rhein. Zig.“ entnommenen Artikel Nr. 15 im „Volksstaat“ über unsere Versammlung heißt es: Herr Rittinghausen sei vorgeschlagen, und derselbe habe sich bereit erklärt, eine Kandidatur anzunehmen. Dies ist durchaus unrichtig! Herr Rittinghausen hatte uns schon lange vorher Herrn Dr. Joh. Jacoby vorgeschlagen. Da über Johann Jacoby weitläufige Debatten entstanden, so habe ich Herrn Rittinghausen vorgeschlagen, wohl wissend, daß derselbe dieses sofort zurückweisen würde, was auch geschah, um Herrn Rittinghausen eine Anerkennung, einen indirekten aber wohlverdienten Dank abzustatten, indem er stets tapfer für uns kämpfte.

Politische Uebersicht.

Aus Braunschweig, 18. Februar, schreibt man der „Zukunft“:

„Als einen Ring in der Kette militärischer Maßregeln, die sich bisher als praktisch bewährt haben“, — sollen wir nach Ihrem Herrn Minister des Innern den Belagerungszustand ansetzen, der in Folge dessen denn auch ganz richtig Kriegszustand bei ihm heißt. Wie aber dieser „Krieg im Innern“ geführt wird, dazu will ich Ihnen einen Vorschlag liefern, der die jüngsten Beschlüsse des Abgeordnetenhauses um so gerechtfertigter erscheinen lassen wird. Es hat wohl Jeder mit einer gewissen Befriedigung als den Letzten der Völkern unsern alten Sievers zu Weihnachten heimwandern sehen und ohne Zweifel hat alle Welt geglaubt, damit seien die „Internirungen“ nun glücklich zu Ende. Sträflicher Leichtsin! Denn diejenigen unserer Sozialdemokraten, welche (beiläufig bemerkt, diesmal mit Stricken „geschlossen“) in Folge eines Verhaftungsbeschlusses des hiesigen Kreisgerichts schon Mitte November von Löben nach hier gebracht worden waren, sind unserm Gerichte bis jetzt nur geliehen und sollen, wenn sie ohne Urtheil gerichtsseitig freigelassen werden sollten, wieder nach Löben zurück. So habe ich es aus sicherer Quelle. Und daß dies kein leerer Wahn, beweist der Umstand, daß der Sozialdemokrat Lüddecke, der im September mit verhaftet, aber nicht in Löben, sondern im hiesigen Gefängnis internirt und gegen

den dann im November im Verein mit den Uebrigen der richterliche Verhaftungsbeschl. erlassen wurde, zwar schon vor etwa 4 Wochen beim vollständigen Mangel an belastenden Thatfachen gerichtsseitig seine Freiheit erhielt, aber noch fernere 3 Tage „internirt“ wurde, bis auch das General-Gouvernement zu Hannover seine Freilassung beschloß. Das übertrifft doch wohl alles bisher Dagewesene. Der „Internirte“ wird nach monatelanger Haft dem ordentlichen Richter übergeben, dieser prüft und sucht — wieder monatelang — zuletzt wird der grundlos Angeklagte von ihm entlassen. Doch wenn dieser jetzt glaubt, nunmehr von „Rechtswegen“ seine Freiheit wieder zu besitzen, so ist das ein unangenehmer Irrthum: denn jetzt befindet er sich wieder in der Sphäre der praktischen militärischen Maßregeln. Was gilt auch im Kriegszustande das Votum des Richters, der nach sorgfältigstem Suchen nicht den Schatten einer strafbaren Handlung zu entdecken vermag? Und ist ein richterliches Votum, das den vollständigen Mangel an belastenden Thatfachen konstatiert, die Untersuchung niederschlägt und den Angeklagten freisetzt, nicht einem nach erhobener Anklage erfolgenden freisprechenden Urtheil in rechtlicher Geltung vollständig gleichzuachten? So steht die militärische Behörde selbst aber dem ordentlichen Richter! Daß das Generalgouvernement im vorliegenden Fall die Freilassung ebenfalls verfügte, ist völlig gleichgültig; dasselbe hat die Macht, sie nicht zu verfügen, und das ist entscheidend. Unter diesen Umständen wird es zweifelhaft, ob dieser Druck des Kriegszustandes nicht auch seinen Einfluß auf das Verfahren unserer Gerichte geltend machte. Ich wenigstens, der ich einige unserer sozialdemokratischen Hochverräter persönlich kenne, bezweifle sehr, daß bei ihnen in Wirklichkeit die Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens vorliegt. Was die Zedler'sche f. z. b. rüber brachte, ist, das möchte ich verbürgen, zum Theil wohl nur mit sehr wichtiger Miene vorgetragen, zum Theil wohl gewaltig entstellt. So höre ich von einigen Arbeitern, daß eine, an die europäischen Soldaten gerichtete Broschüre zwar von Amerika aus, dem Sekretär des Ausschusses zugesandt, daß aber an einen Nachdruck und eine Verbreitung derselben nicht einmal gedacht wäre. Leider ist über den Prozeß so gut wie nichts zu erfahren; nur so viel steht fest, daß eine Anklage noch nicht erhoben wurde. Ich bin sehr gespannt auf die Verhandlung, die bei Gelegenheit der Schwurgerichtssession im April zu erwarten ist. Hätten wir hier nicht so überaus herrliche Zustände, so würde dieselbe wohl schon bei der letzten Sitzung im Januar stattgefunden haben. Aber da haben wir zum Beispiel bei unsern Kreisgerichten in Summa zwei Untersuchungsrichter, welche alle Untersuchungen zu führen haben; die Stellen gelten nun keineswegs als bevorzugte und sind, wie man sich denken kann, danach besetzt. Wenn dies alles anders wäre, wenn man in außerordentlichen Fällen auch außerordentliche Einrichtungen zu treffen wüßte, so hätte man das Material wohl in einigen Monaten verarbeiten können; allerdings sollen alle Schriften und Papiere des Ausschusses der Arbeiterpartei mit Beschlagnahme belegt und so mag manches Briefchen durchgesehen sein, aber bei gutem Willen läßt sich in wenigen Wochen viel besichtigen. Und da es sich um fernere 3 Monate Untersuchungsfrist für die eines Verbrechens doch nur Verdächtigen handelte, so hätte man sich wohl etwas eilen sollen und zweifellos auch können. Aber . . . ! Aber . . . ! — Und dann sind da viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit hier zu Lande nichts träumen läßt. — Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß die Untersuchungs- Gefangenen in unsern Gefängnissen unter der gleichen Hausordnung wie die Strafgefangenen stehen und mit gleicher Strenge wie diese, ja in puncto des Abschließens von der Außenwelt, mit größerer Strenge behandelt werden. Ein Blick für unsere Sozialdemokraten, daß sie vom Schwurgericht abgeurtheilt werden müssen! Der einschlägige § 86 des nordd. Strafgesetzb. droht nämlich wohlweise Zuchthaus- und Festungshaft an: auf ersteres ist in solchem Falle bei ehrlöcher Gesinnung zu erkennen. Wenn ein Verbrechen aber im Höchstbetrage mit Zuchthaus bedroht ist, muß die Anklage nach unserer Gerichtsverfassung vor die Geschworenen gebracht werden. Ob sich da nicht herausstellen wird, daß das einzige Verbrechen der Eingekerkerten war, der Republik ein Hoch ausgebracht zu haben, in einem Athem mit dem Sage, daß diese Staatsform für Deutschland noch gar nicht möglich sei und erst „einf.“ auch unser Vaterland beglücken werde? — Mittlerweile haben unsere Sozial-Demokraten Zeit, über einige Vorzüge der Monarchien nachzudenken, wir dagegen Veranlassung, über der tiefen Weisheit des inneren Kriegs- vulgo Belagerungszustandes zu sinnern und das besiegte Frankreich nicht allein um der Freiheit seiner Wähler willen zu beneiden; und das „von Rechts wegen.“

Der Klage über die Qualität der Liebeszigarren ist eine gleiche über die Lieferungszigarren hinzugekommen. Aus dem Lager vor Velfort wurden der „N. Stett. Zig.“ Proben zugesandt, die nach sachverständigem Urtheil etwa 6 Thlr. pro Tausend werth sind, also kaum 2 Pfennige pro Stück, während den Soldaten dafür 6 Pfennige pro Stück von der Pöhnung abgezogen werden.

*) Nicht Emanuel, wie der B. u. S. Bd. irrthümlich druckt.

*) Wegen Raumangel verspätet.

Auf den untenstehenden vierten Artikel über den Landesverrath machen wir ganz besonders aufmerksam.

Wählerlied.

Von allen Seiten droht der Feind
Die Freiheit zu vernichten,
D'rum Brüder, kämpft treu vereint,
Gedenkt der heiligen Pflichten!
Es soll das spätere Geschlecht
Uns nicht das Zeugniß geben,
Daß wir für unser Menschenrecht
Den Kampf gescheut im Leben.

Noch steht es ja in Eurer Macht,
Das höchste Gut zu retten;
Noch könnt Ihr Alle über Nacht
Zersprengen Eure Ketten!
Die Nacht liegt in der freien Wahl,
Frei könnt Ihr sie jetzt über,
D'rum laßt durch Neden hoch und schal,
Euch nur den Blick nicht trüben.

Wählt Männer, die der Militär-
Und Waffenwirtschaft grollen,
Die gegen jedes stehende Herr,
Mit Nachdruck kämpfen wollen;
Die wirken, daß die Presse frei
Wird bald in allen Staaten
Und daß nicht mehr die Polizei
Heh' wackre Demokraten!

Ja, Männer, die trotz Sorgenmacht
Euch immer treu geblieben,
Die nur an Euer Wohl gedacht,
Für Euch gekämpft, geschrieben,
Die Männer — Brüder! — wählet jetzt,
Sie führen Euch zum Siege!
Sie bürgen Euch, daß nicht zuletzt
Die Freiheit unterliege!

D'rum laßt die nicht'ge Trümmerei,
Gilt Alle zu den Wahlen!
Es gilt, der schändlichen Tyrannie,
Den Lohn jetzt heim zu zahlen!
Nährt kräftig Euch im ganzen Land,
Euch vor dem Joch zu retten,
Die Zukunft liegt in Eurer Hand,
Die Freiheit, wie die Ketten!

(Ch. Fr. Br.)
(G. B. L.)

Menschenfleisch. *)

„Lasset ab von dem Menschen, der Odem in seiner Nase hat, denn ihr wisst nicht, wie hoch er geehrt ist.“ Dies biblische Wort will mir nicht aus dem Sinn, es verfolgt mich gleich einer zudringlichen, nie verklingenden Melodie auf Schritt und Tritt, wenn ich so durch die Straßen wandle oder über die Vorgänge dieser Zeit nachsinne. Da gewahre ich wohl in dunkler kalter Nacht, unter einem Thorweg lauernd, ein kleines zerlumptes Wesen, einen jener „Späßen“, wie der Galgenhumor unserer Tage solche arme verlassene Erdenkinder nennt, für welche Gott sorgen muß, da es die Menschen nicht thun. Ein Bißchen Brod, ein Bißchen Unterricht, und ihm wäre geholfen! Statt dessen durchschwirrt die Luft unserer hohen Civilisation stets das andere alte Wort: „Was erlöhnt sich der Arme, daß er will unter den Lebenden sein?“ Nun zumal erst das arme Kind! Sein bloßes Dasein schon wird als eine öffentliche Beleidigung aufgenommen; es ist ein Ungeziefer, eine Belästigung, ein leimender Dieb, Räuber, Mordbrenner, im günstigsten Falle ein laufender Wechsel auf Jedermanns Kleingeld. Hinweg mit ihm, dessen Verührung verunreinigt, dessen Dasein eine Pest ist, dessen Erhaltung eigentlich staatsanwaltlich verfolgt werden sollte! So wird es hin und her geschuppt wie ein Ding, das überall und aller Welt im Wege steht, dessen allein rechtmäßiger Verus hungern und frieren, gestochen und getreten, beschimpft und verachtet zu werden ist. Darin wächst es auf, so offenbart sich ihm die „sittliche Weltordnung“. Es ist ja nur Menschenfleisch!

„Lasset ab von dem Menschen, der Odem in seiner Nase hat, denn ihr wisst nicht, wie hoch er geehrt ist.“ Wem drängt sich nicht dies Wort in die Erinnerung, wenn er ein Zeitungsblatt zur Hand nimmt und darin liest, wie tagtäglich Hunderte und Tausende der frevelhaften Laune Einzelner geopfert werden, deren persönlicher Werth gewiß nicht unterschätzt ist, wenn man ihn dem des letzten ihrer Opfer gleichstellt. Der König von Dahomai läßt alljährlich zur Verherrlichung seiner Größe an seinem Geburtsfeste einige Tausende von Gefangenen oder auch eigenen Unterthanen abschachten. Solche Lumperei und Knausererei ist gerade mitteleberrigend gegenüber dem großartigen Dahomaisiren. Sind es ihrer ja doch immer noch genug! Es ist ja nur Menschenfleisch!

O wie dumm, wie entsetzlich dumm sind wir noch, trotz unserer gepriesenen Bildung, daß wir noch immer nicht ahnen, wie hochgeehrt der Mensch, wie viel dies verachtete, mißhandelte Menschenfleisch werth ist! Ja, um das goldene Kalb tanzen wir, trotz Jenen in der Wüste, was aber eigentlich dies angebetete goldene Kalb sei, wissen wir gerade ebensovienig, wie sie. Das Eigenthum gilt uns heilig, der Mensch aber, der es immer neu aus sich selbst erzeugt, gilt uns nichts; das Tödt, das Wert preisen wir, den Lebenden, den Schöpfer mißachten wir. Die Uhr, die in alle Ewigkeit keine zweite aus sich zeugen wird, steht uns weit über Dem, der sie gemacht hat, in dessen Kräften noch tausende von anderen Uhren aufgestapelt liegen.

O, um unsere Weisheit!
Wollen wir einmal versuchen, uns einige Klarheit über den Werth des Menschenfleisches zu verschaffen?

Dies eine steht zunächst unbestreitbar fest: Alles, was wir Kapital, Reichthum, Genuß nennen, ist nur Arbeit, Menschenwerk. Und ebenso steht fest, daß jede Generation bei ihrem Scheiden die Welt reicher hinterläßt, als sie dieselbe vorgefunden — periodische Störungen durch öffentliche Wohlthäter vom Schlage der Attila, Tamerlan, Bonaparte u. abgerechnet. Verzehrt die Menschen während ihres Lebens genau so viel als sie erzeugten, so säßen wir noch bei den Wölfen und Bären in den Wäldern. Nun bleibt es aber nicht einmal bei dieser einfachen Vermehrung, sondern die Produktionskraft der Menschen wächst in weit höherem Grade noch als ihre Konsumtionsbedürfnisse, und die gegenwärtige Generation wird vielleicht das Zehnfache an Werthvermehrung hinterlassen, als die Generation vor hundert Jahren.

Da nun eine Generation aus nichts Anderem besteht als aus den lebenden Menschen, so folgt aus dem Gesagten, daß

der werthvollste Schatz der Gesellschaft eben der Mensch ist und daß sie geradezu Selbstverwundung, Selbstmord begeht, wenn sie die Armen geistig und leiblich verkommen, wenn sie die Kräftigen irgend einem Moloch zu Liebe dahomaisiren läßt.

Hätten wir es doch nur einmal zur Weisheit der Bienen gebracht! Da sehen wir diese Thierchen, die weder Vater noch Mutter sind, mit allem Eifer sich der Erhaltung und Ausbildung der in ihrer Gemeinde Geborenen widmen. Sie wissen, was Bienenfleisch werth ist! Wir auf unsere geistige Ueberlegenheit so stolzen Menschen halten das in unsere Gemeinschaft eintretende Kind gleich einem Räuber, einem Vernichter, einem Helden, soferne es nicht auch gleich seine Nahrungskosten mit auf die Welt bringt. Daß dieses kleine Wesen das Zeug in sich hat, uns zehnfach und hundertfach zu vergelten, was wir auf dessen Erhaltung und bestmögliche Ausbildung verwenden mögen, das ist uns noch eine verborgene Offenbarung; am wenigsten Ahnung davon aber haben viele löblichen und löblichsten Obrigkeiten, von wessen Gnaden sie immer sein mögen. Der Dorfschule wetteifert in Werthschätzung des Menschenfleisches mit den größten Helden.

Ich schlage vor, daß unsere Kindermärchen-Erzähler künftighin nicht mehr anheben: Es war einmal u. s. w., sondern: Es kommt einmal eine Zeit, in der man keine hungern und frierenden kleinen Wesen mehr in dunkler kalter Nacht unter Thorwegen lauern sieht; da wird jedwedes in der Gemeinde geborene Kind, gleichviel ob reich oder arm, als ein kostbares Geschenk mit Dank und Jubel empfangen, sorgsamst gepflegt und auf's Beste ausgebildet werden, zu seinem und der Gemeinschaft höchstem Gewinn!

Es kommt auch eine Zeit, in welcher es kein ärgeres Verbrechen als das Heldenthum geben wird, in welcher dergleichen Seelenentartungen entweder dem Irrenhaus überwiesen oder gleich bissigen Hunden an die Kette gelegt werden. Dann werden unsere Jünglinge nicht mehr ihre schönsten Jahre in den Kasernen verlauern, wo sie das Schaffen verlernen und dagegen das Zerstoren aus dem Fundament studieren; dann werden nicht Jünglinge und Männer und graubärtige Väter periodisch von irgend einem Helden auf die Schlachtbank geführt, um sich zu Hunderttausenden abschachten zu lassen und dafür anderen Hunderttausenden denselben Liebesdienst zu erweisen.

Kurz: es kommt eine Zeit, da man wissen wird, wie hoch geehrt der Mensch, wie kostbar das Menschenfleisch ist!

Aus Schwaben

schreibt A. Dull, einer der wenigen, die treu geblieben sind:

„Alles ist in diesem neuen Reich von oben gekommen; Minister und Fürsten haben die Einheit in Noth und Angst mit unzähligen Rissen in den Nordbund hergestellt und mit den buntesten Lappen auf die Risse prächtig, wenn auch nicht imponirend, geschmückt; sie haben die Pflichten und Lasten der Völker im neuen „Deutschen Reich“ fertig gemacht, geschrieben und gehandelt und gegenseitig angenommen — und dann, natürlich noch mitten im Tumult dieses entsetzlichen Krieges, für dessen rettenden Ausgang statt der Mäßigung widerspruchsvolle Einheit verlangt wird — dann hat man dem betäubten Volke die Wahl gestellt, entweder dem mächtigen Heerführer entgegenzutreten, und so auch die deutsche Sache und die Söhne Deutschlands in Feindesland aufs Spiel zu setzen oder einen „ewigen“ Vertrag seiner Unmündigkeit, seiner abnormen Belastung, seines Freiheitsverzichts im Dienste kaiserlicher Dictatur einfach und schleunigst zu unterschreiben. Als man jüngst in Stuttgart das Gerücht verbreitete, Paris habe capitulirt, rief ein Weingärtner aus: „Nai, Paris net, aber Württemberg!“ Das Wort macht die Runde. Das Volk fühlt wohl die Unvernunft, die Hohlheit all' dieser Machinationen, aber führende Stimmen läßt die allgemeine Angst so wenig wie der Terrorismus von oben auffommen. Wenn auch der einzelnstehende Bürger einen Schmerzensschrei ausstößt, wenn auch ein Vater den Tod seines Sohnes anzeigt mit den Worten, er sei gefallen, das Opfer eines Krieges, „dessen Endziel nicht die Freiheit, sondern die Unterdrückung des Vaterlandes ist“ — wie viele solcher Stimmen müßten es werden, bis sie nicht mehr wirkungslos wie flüchtige Seufzer verhallen! Vor allem aber steuert die Presse mit vollen Segeln in dem neuen Zeitstrom des preussischen Geistes einher. — Noch 1866 schrieb unser „Schwäbischer Merkur“, das Blatt für Alles in Schwabenland unter vielem Aehnlichen am 24. Mai einen Artikel:

„Deutschlands Einigung ohne Bruderkrieg“, worin Preußen die beabsichtigte Entschädigung Frankreichs durch deutsches Gebiet, sowie sein Völkchen mit dem Ausland vorgeworfen, dagegen der Vorrang in politischer und in Bildung überhaupt ihm abgesprochen wird, zumal es „derzeit in einer einseitigen militärischen und bürokratischen Konzentration in einem tief eingewurzelten Junkerthum und in einer gewissen Beschränktheit preussisch-partikularistischen Selbstgefühls die Hauptbedürfnisse einer freien Entwicklung habe, und der einseitig preussische Geist die wahren und berechtigten Bestrebungen der Nation verfälsche und verderbe. Aber auf diesen schmählichen und verderblichen Bruderkrieg, auf die von oben in Gang gebrachte Bewegung werde eine Bewegung von unten antworten!“

Kerger trieb es die „Schwäbische Volkszeitung“, welche unter zahllosen ähnlichen Artikeln am 29. Juni 1866 den, wie es schien, mißglückten Beginn des „preussischen Eroberungszuges“ mit Hohn und Genugthuung begrüßte, weil „das preussische Volk auf freier Weise in den Krieg hineingeschwinde, weil der Bruderkampf mit teuflischen Ränken heraufbeschworen worden sei, damit man dem widerstrebenden Volk zurufen könne: „Das Vaterland ist in Gefahr, seine Ehre ist verpfändet!“ — Nun aber kam mit unvermutheter Schnelligkeit die Bächtigung durch die starke Hand, welche unachtsam und in Reisterart niederfiel auf die Opfer... und vergessen waren die Grundsätze und die sittliche Empörung, vergessen durch dieselbe Erschütterung, welche das Thier zahm macht; gewonnen dagegen war die Einsicht, das neue Evangelium, daß die Macht in der Hand des Siegers höher stehe, als das Recht in dem Sack des Besiegten, und daß auf dem Altar der Macht, daß dem Gözen des Erfolgs

fortan Opfer zu bringen seien. Mit einem Synismus ohne gleichen suchten in kurzem dieselben Blätter, und die heftigsten zuecht, die preussische Allianz. Und fast könnte man fragen, welches Blatt Süddeutschlands, mit Ausnahme der sozialdemokratischen Organe, diesen für die Charaktereife eines Volks so traurig zeugenden Gesinnungswechsel nicht mitgemacht habe? Denn selbst das demokratische Hauptblatt Württembergs, der „Beobachter“, hat seine Schneide verloren und ist vollends seit der Annahme der Heeresfolge gegen Frankreich matt, tonlos und ohne eigne Initiative.

Welch ein weites Feld der Charakterlosigkeit die Fokung der Macht, die Aufstachelung des Ehrgeizes vorfand, um den Abfall vom alten Glauben zu sehen und zu ernten, das zeigt nicht nur die Schnelligkeit, mit welcher die Anziehungskraft der Gewalt große Mengen der Bevölkerung, bei denen das Preußenthum keineswegs beliebt war, in die Arme der fanatischen preussischen Partei führte, sondern auch die zahlreiche und oft so grenzenlose Hingebung an das Preußenthum, welche sich in den durch Charakterlosigkeit von jeher glänzenden Kreisen des gelehrten, des geistigen Berufs offenbarte. Hierher gehört vor allem die Landesuniversität durch alle Fakultäten, ein Theil der Literatur und selbst der Dichtung. So Professor Römer, der Professor der Rechte, an dem jeder Zoll Hingebung ist; Palmer, das große Thäbinger Kirchenlicht, das auf preussischem Leuchter in die neue Landesvertretung getragen wurde; Vischer, der Aesthetiker (—?), der bei den Wahlen gegen den radikalen Hopf durchfiel, der sich aber viel Mühe gab, die Derbheiten seiner antipreussischen „kritischen Gänge“ und „Epigramme aus Baden-Baden“ vergessen zu machen, und daher schon beim Ausbruch des Krieges in Stuttgart eine kriegsbegeisterte Rede hielt, in der er den blähesten Unsinn vortrug; Gölder, der Rechtsanwalt, der General der Preußenpartei, der bei seinem Umschwung aus den Reihen der demokratischen Opposition es geradezu aussprach, er habe lang genug bei den Besiegten gestanden und wolle nun auch einmal bei den Siegern stehen. Die poetischen Ergüsse der Wochen- und Amtsblätter überfließen von der Gloire preussischer Führer und Führung. Jene hochmüthige Stimmung, welche sich 1866 von Oben herab in das preussische Volk einsilbte, hat sich nach den ersten Erfolgen in Frankreich auch in Süddeutschland eingebürgert, und pfauenhaft lassen wir das deutsche Gefieder prunten. Daß wir fortan die erste, die mächtigste nicht nur, sondern auch — „la grande“ — eine wirklich bewundernswürdige Nation in Krieg und Frieden sind, das ist erster Glaubensartikel und Grundsatz. Nicht mehr deutsche Rechtlichkeit, Großherzigkeit, Treue wird gepriesen, sondern deutsche Macht, Macht, Macht.

Die Franzosen allein thun alle Schandthaten des Krieges. Daß sie ihre Gefangenen nach amtlichen Nachweisungen besser behandeln, als wir die unsren, daß die viel verfluchten Leichenräuber vom Elsaß im deutschen Coblenz festgenommen wurden und sich als Breslauer Strolche entpuppten, daß unsre Soldaten Schauerzonen wie in Ables und Baigneux lieferten u. u. — das alles darf die Einbildung des echt deutschen Geistes nicht stören. Ein wenig gehört auch zu diesem Geistes, daß der Stuttgarter Sanitätsverrein jüngst eine Rechnung aus Wilbad für einen als rekonvalescent dort im Bade befindlichen preussischen Offizier zur Bezahlung zugesandt erhielt, welche für 6 Wochen nicht weniger als 900 fl., also für den Tag mehr als 20 fl. in Reibhühnern, Weinen u. s. w. auf Gaisfreundschaft konsumirte Badekosten aufwies. Warum nicht? Sind wir doch gegen Napoleon auf Wilhelmshöhe noch viel edelmüthiger. —

Literarisches.

Herrn Dr. Johann Jacobi's Ziel der Arbeiterbewegung. Von John Prince-Smith. Berlin, F. A. Herbig. 1870. —

Wir denken uns nicht lange bei genannter Schrift aufzuhalten; einige Citate werden genügen, zu zeigen, wofüß Kind sie ist. Herr Prince-Smith beginnt damit, seine Achtung vor dem Charakter Johann Jacobi's zu bezeugen, meint auch, daß er bei seinen Anhängern für einen scharf logischen Denker gelte. Das befähige ihn aber nicht, „als Autorität zu gelten in den rein volkswirtschaftlichen Fragen, um welche es sich dreht bei einer Prüfung der „Arbeiterbewegung.“ Natürlich, er gehört ja nicht zu den Vätern der reinen Volkswirtschaft wie Herr Prince-Smith. Nun erfolgt eine ungemeine scharfsinnige Exkursion, anknüpfend an das Motto der Jacobi'schen Rede: „Die Menschen sollen nicht Herren und Knechte sein, denn alle Menschen sind zur Freiheit geboren.“ Dies sei, meint Herr Prince-Smith, ein Bröckchen von Logik für die Menge. „Thatsächlich genießen nur wenige Menschen Freiheit.“ Freiheit ist Herrschaft über die Dinge und sich selbst, und Fähigkeit der Abwehr gegenüber den Mitmenschen; sie wird also hergestellt durch Entwicklung wirtschaftlicher, sittlicher und politischer Kraft. Mit-hin wird jedem geborenen Menschen nur dasjenige Maß von Freiheit zu Theil, welches seine Anlage und Ausbildung, seine ererbten und erworbenen Mittel, und die öffentlichen Zustände, unter denen er lebt, für ihn erreichbar machen.“ Hiernach sollte man meinen, Herr Prince-Smith stände auf sozialistischer Seite, um die heutigen öffentlichen Zustände, unter denen „thatsächlich nur wenige Menschen Freiheit genießen“, umändern zu helfen. Aber nein, er fährt fort: „Wo es auch in der Geschichte den Schein hatte, als würde Freiheit erhascht durch einen kurzen Kampf gegen Andere, konnte Solches nur dadurch gelingen, daß man vorher allmählich die Unterlagen der Freiheit herangebildet hatte auf dem Wege des Kulturfortschrittes. Aber dieser Weg ist schwierig und lang; man möchte ihn gern umgehen.“ Herr Prince-Smith scheint also der Meinung zu sein (behaupten kann man es nicht, da er hier abbricht und sich auf Silbenstecherei mit dem Worte „zur Freiheit geboren“ wirft), daß der „Kulturfortschritt“ sich aus dem ruhigen Behalten der Dinge, wie sie jetzt stehen, entwickeln werde, daß aber die sozialistischen Bestrebungen darauf hinausliefen, diesen Weg, der „zu schwierig und zu lang“ erscheine, zu unterbrechen, kurz, daß es ihr eigentlicher Zweck sei, Revolutionen zu machen. Es liegt dem die sattham bekannte Anschauung zu Grunde, daß der heutige Zustand der Gesellschaft kein historisch gewordener, und darum wandelbarer, sondern als naturgeschlicher Grundlagen beruhender, und darum unwandelbarer sei. Wollte dies der Verfasser sagen, so hätte er sich seine Ausführungen ersparen

*) Aus der Wiener Tagespresse, mit den im deutschen Reich rathamen Stimmungen.

können; da dies die Voraussetzungen des Streites sind, mit ihnen also nichts bewiesen wird. Herr Prince-Smith meint im Grunde genommen, der Satz, „die Menschen sollen nicht Herren und Knechte sein, denn alle Menschen sind zur Freiheit geboren“, sei deshalb unsinnig, weil es heute eben Herren und Knechte giebt und die Stelle, wo er von Anlage und Ausbildung ererbt und erworbener Mittel und den öffentlichen Zuständen spricht, die hauptsächlich den Menschen frei machen, will eigentlich nur sagen, die heutigen Inhaber dieser Dinge sind es von Rechts wegen, jede Aufhebung dagegen ist Usurpation, ist Revolution.

Herr Prince-Smith meint, der mehrfach angeführte Satz von Herrn und Knechten werde am Besten widerlegt, wenn man ihn auf praktische Zustände anwende. In folgender Weise wendet Herr Prince-Smith den Satz praktisch an:

„Die Menschen sollen nicht Gesunde und Kranke sein, denn alle Menschen sind zur Gesundheit geboren.“ Baarer Unsinn, wenn nicht eben auch hieraus ersänt die Meinung des Verfassers spräche, die heutigen Zustände seien in Bezug auf ihr Werden und Vergehen ebensoviele menschlichem Einflüsse unterworfen, wie im Großen und Ganzen die körperliche Konstitution des Menschen. (S. 6.)

Herr Prince-Smith zeigt übrigens späterhin selbst, daß er sehr gut weiß, worum es sich handelt. Er sagt (S. 6.): „Er (Jakobi) nimmt als Ausgangspunkt an, erstens, daß die Arbeiter nicht von Tag zu Tag steigert; zweitens, daß diese Noth eine notwendige Folge der gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sei; und drittens, daß diese sich in ihren Grundzügen umgestalten ließen.“ Auf die ersten beiden Punkte antwortet Herr Prince-Smith, die Noth, wo sie sich zeigt, sei nicht Folge der Grundeinrichtungen unserer Gesellschaft, sondern Folge davon, „daß unsere Wirtschaftseinrichtungen noch nicht weit genug gediehen sind, um das wünschenswerthe Maas von Befriedigung für Alle herzustellen.“ eine Phrase, der Jeder, auch wir, zustimmen können, denn wir behaupten ja auch, daß „unsere Wirtschaftseinrichtungen noch nicht weit genug gediehen sind“, „andererseits“, fährt er fort, „daß die Nothleidenden noch nicht die Bedingungen erfüllt haben, welche unerlässlich sind, damit sie aus unseren Wirtschaftseinrichtungen den sich darbietenden Nutzen ziehen.“ Diese Bedingungen, sie werden uns nicht genannt; man darf annehmen, daß sie, wie dies ja oft genug in den Kundgebungen der Richtung, der Herr P.-S. angehört, gesagt wurde, in der Forderung einer höheren Bildung bestehen, die es dem Arbeiter möglich machen soll, durch Einrücken in eine höhere, größere technische und geistige Anforderungen heischende Stelle, einen höheren Lohn zu beziehen.

Daraus läßt sich Verschiedenes erwidern. Zuerst behaupten wir, daß die Tendenz unserer Maschinenperiode darauf hinausläuft, das eigentliche Technische der Arbeit mehr und mehr der Maschine aufzubürden, dagegen die Arbeit des Menschen im Großen und Ganzen immer mehr zu einer rein mechanischen Arbeit zu machen, sie fast nur auf einfache Hebeloperationen, was die eigentliche Produktion betrifft, und Hilfsarbeiten der Maschine zurückzuführen. Das Verhältniß der eine geistige Anstrengung erfordernden Manipulationen zu den rein mechanischen erweitert sich mehr und mehr zu Gunsten der Letzteren. Wenn bestritten, erwarten wir Gegenbeweis.

Zweitens, da doch unter allen Umständen eine bestimmte Anzahl rein mechanischer und untergeordneter Arbeiten gethan werden müssen, so wird man uns sagen müssen, von wem diese geleistet werden sollen, resp. wie diese bezahlt werden sollen, wenn die Bedingungen des Hrn. Pr.-S. erfüllt sind und alle Arbeiter eine höhere Bildung sich angeeignet haben. Die Möglichkeit dieses Falles giebt er ja zu, indem er von den Arbeitern verlangt, daß sie seine Bedingungen erfüllen.

Drittens und leztens aber bestreiten wir unsrerseits diese Möglichkeit unter heutigen Zuständen. Wir behaupten, daß es ein Hohn sei, von den arbeitenden Klassen eine höhere Bildung zu verlangen, zu derselben Zeit, wo ein Antrag im gesetzgebenden Körper Deutschlands, nur die Frauen- und Kinderarbeit theilweise zu beschränken, kaum eine Stimme für sich gewinnt, natürlich im Interesse der „Freiheit“. Was diesen letzteren Punkt betrifft, so ist Herr Pr.-S. schon weit vorgeschritten. Er sagt (S. 11): „Eine politische Einschränkung der Frauenarbeit, und ein Verbot der Verwendung von Kindern unter einem gewissen Alter, mag stattfinden“, fährt aber fort: „wo aber solches nöthig ist, weil die Arbeiter nicht die sittliche Kraft haben, sich zu weigern, ihre Weiber und kleinen Kinder zur Lohnarbeit hinzugeben, da dürfen sie sich nicht wundern, daß sie bei einer des Menschen so wenig würdigen Willensschwäche sich keiner menschenwürdigen Wirtschaftslage erfreuen.“ Nun, ist mit einer solchen Anschauung zu rechten? Von den Arbeitern verlangt man die höchste sittliche Kraft, die selbst gegen den Hunger Stand halten soll, und verlangen sie, daß man ihnen Gelegenheit geben, sie unterstützen solle, diese zu erringen, dadurch, daß man auf die einzig wirksame Weise, der gesetzlichen Arbeitszeitbeschränkung, ihnen und ihren Kindern die Zeit gewähre, sich weiter zu bilden, so ist es im Namen eben dieser sittlichen Kraft, daß man ihnen ihre Forderungen abschlägt. Von den Arbeitern, der in jeder Beziehung, berücksichtigt man thätigste Verhältnisse, schulpflichtigen Klasse der Staatsangehörigen, fordert man sittliche Kraft, und wie sieht es mit den sittlichen Kräften der höheren Klassen aus, denen doch alle Mittel zu Gebote stehen, diese sich anzueignen. Herr P.-S. und die Schule, der er angehört, scheint der Meinung zu sein oder ist es, daß sittliche Kraft von Jedem a priori erworben werden könne und müsse, woraus sich dann eine Besserung der Lebenslage ergebe, während wir gerade entgegengesetzten Meinung sind, und glauben, daß die Völker wie die Einzelnen erst dann einen höheren sittlichen Standpunkt einzunehmen im Stande sind, wenn sie über die ersten Kämpfe um die erste Nothdurft des Lebens mit den sie umgebenden feindlichen Natur- oder anderen Verhältnissen hinaus sind, und deshalb, in der Erkenntniß, daß die heutigen Verhältnisse die Gesellschaft stützlich abwärts führen, diese Verhältnisse bekämpfen und einen Zustand erstreben, in dem es im Einzelnen durch alle Mittel der Gemeinschaft möglich gemacht werde, seine sittlichen Kräfte zu entfalten. Indessen, was diese Ausführungen? Herr P.-S. erkennt ja selbst an, daß die Arbeiter darüber nun Vorwürfe machen oder, daß neben Sicherheits- und Gesundheitsvorkehrungen für die Männerarbeit, Einschränkung der Frauenarbeit und Verbot

der Kinderarbeit gerechtfertigt, d. h. also doch wohl nöthig geworden sei.

Wir können Hrn. P.-S. nicht mehr so ausführlich, wie bisher, folgen. Einzelne charakteristische Stellen mögen noch hervorgehoben werden.

Auf S. 4 ist von der Erfindung der Maschine die Rede. „Die Maschinerie ist angefertigt worden“, heißt es dort, „durch Männer, welche die Mittel zur Herstellung von Maschinen erbrügten hatten, um einen Antheil zu haben an den vermittelst derselben vermehrten Befriedigungsmitteln.“ Mit derselben Logik, die die Thatsache, daß der Besitz der Produktionsmittel eine unverhältnismäßige Anreicherung des Produktes gewährt, zugleich als den Rechtsgrund dafür angiebt, heißt es S. 15: „Daß der Mann, welcher die Mittel zur Anschaffung der Dampfmaschine hergiebt, von dem Ertrag der Fabrik so viel mehr erhält, als der Mann, welcher in das Heißloch die Kohlen steckt, rührt einfach daher, daß die Zahl derer, die eine Dampfmaschine bezahlen können, so klein ist gegen die Zahl derer, die eine solche heizen können.“ Dazu braucht man Herrn P.-S., um uns zu sagen, daß die Ausbeutung der Arbeit „daher rührt“. Und weil sie daher rührt, soll es ewig dabei bleiben, daß auch die fernere Arbeit ausgebeutet wird, bloß weil ein großer Theil ihres Ertrages dem Ausbeuter zufällt, und sie daher die Maschine nicht kaufen kann.

S. 7 beweist Herr P.-S., sonst der Mann des „steigenden Nationalreichtums“, daß es gar kein „Volks Einkommen“ gebe, sondern daß Jeder im Volke sein eigenes Einkommen habe. Dort paßt es ihm gerade in die Beweisführung.

S. 16 will Herr P.-S. die Wichtigkeit des Satzes: „Kapital ist angesammelte Arbeit“ nicht zugeben, vielmehr muß es genauer heißen: „Kapital besteht aus angesammelten Produkten der mit Kapital vereinten geistigen und körperlichen Arbeit.“ Hr. P.-S. kann sich ein Patent darauf geben lassen, wie man eine Sache durch sich selbst erklärt.

S. 17 ist es zur Abwechslung einmal der „Bereicherungs-trieb“ der reichlicher Erwerbenden, dem man die Ansammlung von Kapitalien verdankt; sonst war es der „Enthaltungs-trieb“ der Kapitalisten.

Wir haben diese einzelnen, von hoher Weisheit zeugenden Stellen, auf gut Glück herausgegriffen, wir würden nicht in Verlegenheit kommen, noch die zehnfache Anzahl zu citiren. Aber wir würden damit den Raum einer literarischen Anzeige weit überschreiten, und das bisher angeführte wird ja wohl genügen, die Schrift des Herrn P.-S. zu charakterisiren. Es wimmelt darin von Mißverständnissen, schiefen Auffassungen und noch mehr, von Unwissenheit. Man kann sie als den Stapelplatz aller als ganz und gäbe umlaufenden angeblichen Beweisführungen gegen den Socialismus betrachten, als deren Typus man die von einem anderen Vertreter der „Wissenschaft“, einem Herrn Professor Bräunel, als wirklich schlagend angepriesene bekannte Anekdote von Rothschild aus dem Jahre 1848 bezeichnen kann.

Vielleicht das Interessanteste der Schrift ist die schon zu Anfang gekennzeichnete Anschauung des Verfassers, die das kapitalistische System für das allein naturgemäße haltend, kein anderes sich an seiner Stelle denken kann, und mit dem Verschwinden des Kapitalisten auch jeden industriellen Großbetrieb aufhören läßt. Am naivsten verräthlich diese Meinung in folgender Stelle, in welcher von der Vertheilung des Arbeitsertrages die Rede ist. (S. 19.): „In welchem Maße die Größe dieses Ertrages abhängt von der geistigen Arbeit und dem Kapital, ermittelt man, wenn man das Ergebnis irgend einer vervollkommenen Industrie, bei welcher eine gewisse Arbeiterzahl beschäftigt ist, mit demjenigen Produkt vergleicht, welches dieselbe Zahl von Arbeitern herzustellen vermöchte, ohne industrielle Leitung und Maschinerieen. Man erkennt sofort, daß die Menge von Befriedigungsmitteln, welche einfache Arbeiter, ohne Hilfe der Geschäftsunternehmer und Kapitalisten, zu Wege bringen könnten, viel geringer als diejenige wäre, welche sie als Lohn zu erlangen pflegen.“ „Industrielle Leitung und Maschinerieen“ werden also hier ruhig mit „Geschäftsunternehmern und Kapitalisten“ identifizirt. Mit welchem Recht, einfach, weil die letzteren heute die Inhaber der Maschinerieen und die industriellen Leiter sind, und auch dies nur zum Theil; man erinnere sich der Actiengesellschaften, denn, so heißt es gleich darauf, „die Erhebung eines armen, in der Produktion schwachen Landes, zu reichen, industriellen Produktivität, geschieht ja nur dadurch, daß daselbst Geschäftsunternehmer sich ausbilden und Kapitale erkrigen.“ Sehr richtig; das ist der historische Weg. Aber ob dieser historische Zustand der endgültige, jeden anderen ausschließende sein soll, das ist doch eine andere Frage. Was Wunder also auch, daß der Verfasser unmittelbar nach jener ersten Stelle fortfährt: „Was die Unternehmer und Kapitalisten beziehen von dem Vertriebsvertrag ist nicht so viel, als was ihr Mitwirken zu diesem Ertrage beiträgt!“

Man fragt sich hierbei unwillkürlich: gegen was polemisiert eigentlich Herr Prince-Smith? Gegen den Socialismus? Dem Socialismus ist es nie eingefallen zu behaupten, daß ohne „industrielle Leitung und Maschinerieen“ eben so viel produziert werden könne, als mit denselben. Aber er greift das Recht des Kapitalisten an, auf Grund seines Besitzes der Produktionsinstrumente so viel von der Produktmenge zu beziehen, als er bezieht. Aber davon hat Herr P.-S. keinen Begriff; er weiß immer nur zu wiederholen: Auf Grund der thätigsten Zustände beziehen die Kapitalisten ihre Einkünfte, folglich sind sie auch berechtigt dazu; sie haben die Macht, folglich auch das Recht.

So wenig versteht Herr P.-S. die Argumente des Gegners zu erfassen, so wenig weiß er, was eigentlich der Socialismus will.

Hiernach beurtheile man, ob wir zu dem vorher ausgesprochenen harten Urtheil über die vorliegende Schrift berechtigt waren.

Man könnte füglich dieselbe als den unübertrefflichen Ausdruck des vulgär-Unverständes, soweit dieser den Socialismus betrifft, bezeichnen, und im Uebrigen hat derselbe, das mag sich Herr P.-S. zum Trost sagen lassen, wirklich noch bedeutendere Gegner, als ihm in dieser Schrift entgegengetreten. Aber sie wachsen nicht auf dem Boden der fauchenden „Vierteljahrsschrift

für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“, aus welcher die Schrift des Herrn P.-S. ein besonderer Abdruck ist. Man muß sie doch wohl für höchst vortreflich und beweiskräftig gehalten haben. Berlin, den 14. Februar 1871. ah.

Wer ist Landesverräter?

Wir sind also jetzt beim Landesverrath höchstselbst angelangt und es liegt mir ob, die oben stehende Frage zu beantworten. Um meinen Gedanken in's rechte Licht zu setzen, will ich Beispiele anführen, einerseits von Handlungen, wie man sie heutzutage unter uns als Landesverrath verschreien möchte und als solchen wirklich verfolgt; andererseits von Handlungen, die alle Merkmale eines Landesverraths an sich tragen, bei welchen aber von Verfolgung keine Rede ist.

Zur Zeit des Krimkrieges war bei dem vor Sebastopol lagernden englischen Heere die Verpflegung wie das ganze Gebahren schlecht. Man ließ in England alles Kräftige daran gewöhnen, daß jedesmal der erste Feldzug schlecht abläuft. In den letzten Zeiten der römischen Republik ging es ganz ebenso: die Schuld liegt an der aristokratischen Verfassung, die es einer Klasse möglich macht, die Gesamtheit auszubeuten.

Es blieb aber nicht verschwiegen, wie es getrieben wurde. Briefe von Unteroffizieren kamen nach England und in die Zeitungen. Erst einzelne, später stellten sie hagebald. Die Briefe hatten Hand und Fuß und auch Kopf und legten die Verhältnisse beim Heere schonungslos dar. Ganz England wurde darüber aufgeregte und die Wellen der Bewegung schlugen bis in's Parlament, wo Palmerston über den unantwortlichen Unfug zur Rede gestellt wurde. Er wollte, nach seiner gewöhnlichen Weise, die Sache auf die leichte Achsel nehmen, wurde jedoch sehr zurechtgewiesen und sah sich genöthigt einzulassen. Ein preussischer Minister würde gesagt haben, in den Briefen sei Landesverrath, weil dadurch der Feind ermutigt werde, oder doch ermutigt werden könnte: das wagte jedoch selbst ein Palmerston mit al' seinem Verstand, all' seiner Freiheit nicht. Unter Engländern diente er es auch nicht wagen, denn in England erkannte man in dem Vorgehen der Unteroffiziere nicht nur nichts Schädliches, sondern etwas sehr Nützliches, nicht nur kein Verbrechen, sondern eine Pflichterfüllung. Unter diesen Umständen wäre Schweigen Verbrechen gewesen.

Es hat sich auch erwiesen, daß das Verfahren der Unteroffiziere das richtige war. Es wurde eingegriffen und im zweiten Winter sah es im englischen Lager ganz anders aus. Eher könnte man die Oberoffiziere der Vernachlässigung ihrer Pflicht beschuldigen, denn sie schwiegen. Desio lauter waren sie später im indischen Kriege, der bekanntlich englischerseits mit großer Grausamkeit geführt wurde. Damals hand man die gefangenen Hindos, die ihr Land vertheidigt hatten, vor die Mündungen geladener Kanonen. Die weitere Operation nannte man mit einem vermeintlich zierlichen Ausdrucke „wegblasen“, wie man anderswo zierlich gefügt haben wollte.

Wir kommen nun zu einem Bilde anderer Art. Während ich mir nicht denken kann, daß ein selbst ehrenwerther Mann die englischen Unteroffiziere nicht sogar ehren sollte, habe ich selbst von Dem, was ich jetzt darlegen werde, eine ganz entgegengelegte Anschauung, schene mich aber, dem Urtheile der Leser vorzugreifen.

Zum Neujahr 1869 hatte Bonaparte seinen verüchtigsten Neujahrswunsch wie einen Unglücksboogel über Europa losgeschleudert. In Wien verlief man die Raupen und schritt zum Angriff, wo ein Angriff schwerlich verabsichtigt war. Der Verlauf und Ausgang ist bekannt, war auch vorausgesehen. Hier beschäftigt uns nur, was gleichzeitig in Deutschland vorging. Damals wurde nämlich unter Pathenschaft und Schutz einer Königin jener Verein gegründet, der unter dem Namen „Deutscher Nationalverein“ so übel bekannt ist. Er wurde unter großen Hallos liberalisirender Redensarten eingeführt: aber alle Männer fester Grundsätze und entschiedener Gesinnung waren voll Mißtrauen gegen diesen Verein gleich vom ersten Augenblicke an. Dieses Mißtrauen mehrte und schärfte sich, je mehr derselbe an Zahl zunahm, ohne sich auf das eigentliche Volk auszu- dehnen.

Die 1862er Generalversammlung des Vereins war die erste, der der Schreiber dieses beizuohnte. Er war damals dem Verein beige- treten, nicht in Folge einer Vererbung seiner Ansicht über denselben und noch weniger seiner Grundsätze, sondern weil er wenigstens durch seine Stimme sein geringes Scherlein zur Verwandelung desselben in einen wahrhaften Volksverein beitragen wollte. Auch Carl Vogt rief damals aus demselben Grunde zu massenhaftem Beitritt. Damals wurde die Herabsetzung des Mitgliedsbeitrags angeregt, aber schändlich abgewiesen. Schreiber dieses sprach über diesen Punkt mit mehreren namhaften Mitgliedern, stieß jedoch bei allen auf Aerger über diese Zumuthung. „Was ihm einfalle!“ war noch die mildeste Form der Zurückweisung.

Ein preussischer Thaler war allerdings weniger, als die meisten Arbeitervereine von ihren Mitgliedern einheben. Aber die Arbeitervereine thun etwas für ihre Mitglieder, der Nationalverein that nichts; die Vorstände der Arbeitervereine halten Haus mit den geringen Mitteln derselben, der Vorstand des Nationalvereins warf die reichen Beiträge, die ihm zuflössen, wie zum Fenster hinaus. Hierüber ließe sich eine förmliche Standalchronik zusammenstellen — das soll jedoch für ein andermal vorbehalten bleiben.

Hier schon die juristischen Merkmale eines Volksverraths zu suchen, wollen wir einstweilen noch nicht unternehmen, obwohl das Wesen desselben nicht zu verkennen ist. Aber es kommt noch Besseres, eigentlich Kärgeres.

Auf derselben Generalversammlung wurde auch die Behauptung angeregt. Ein süddeutscher Offizier, ein Würtemberger, hielt darüber einen Vortrag, der entschieden Beifall fand, der aber für die Weisheit des Vereins den Fehler hatte, daß er nicht widerlegt werden konnte. Niemand wagte es, offen dagegen aufzutreten. Der Grund, aus dem man die gerechten Vorschläge zurückwies, war eben so albern als er- folgen. Die Sache sollte „noch nicht spruchreif sein!“ — Ein alter, pensionirter Lieutenant rief dem Schreiber dieses auf der Straße zu: „Noch nicht spruchreif, was die Späßen auf allen Dächern pfeifen!“

Es möchte gesagt werden, ein Beschluß des Nationalvereins hätte das deutsche Volk nicht vor Selbstzerfleischung und äußerem Kriege gerettet — wie dieser Verein von Nationalverrathern war, allerdings nicht. Aber wenn ein Viertelhunderttausend Männer ihre Schultern ernstlich und ehrlich angelegt hätten, so wäre das ganze deutsche Volk wie ein Mann hinter ihnen gestanden und es giebt noch jetzt keine Macht, die einem solchen Druck widerstehen könnte.

Ich gebe hier nur meine persönlichen Eindrücke, weil die gedruckten, angeblich stenographischen Berichte über die Verhandlungen der General- versammlungen des Nationalvereins wegen ihrer Unreue zu der Standal- chronik desselben gehören: Deshalb übergehe ich die 1863er General- versammlung zu Leipzig, der ich nicht beizuohnte, und beschränke mich auf die 1864er Generalversammlung zu Eisenach.

Auf dieser Versammlung kam die Angelegenheit Schleswig-Hol- stein's zur Sprache. Aufrecht gestanden, so warm mein Herz für jedes Recht schlägt, so konnte ich mich für diese Sache doch nie recht eigentlich begeistern. Die der Panславismus von Petersburg ausging, so ist der Bangermanismus von Berlin ausgegangen und zwar vom königlichen Schlosse, wie jener von dem Palaste des Kaisers, der, von Rechtswegen, keinen Tropfen slavischen Bluts in seinen Adern hatte. „Timeo Danaos et dona ferentes“ (Ich fürchte die Danaer (Griechen), zumal wenn sie schenken), ist ein alter Spruch, den man uns in der Schule als eine Lehre unerlässlicher Klugheit sehr ernstlich einprägte, und ich darf sagen, daß ich diesen Spruch immer vor Augen habe.

Ich bin alt genug, um mich noch der Zeit zu erinnern, da man die dänische Sprache fast als eine Mundart der deutschen betrachtete konnte. Deutsche Schriftsteller waren in Dänemark wie einheimisch; dänische überließen ihre eigenen Schriften in's Deutsche. Den Störer des Friedens zwischen den beiden Völkern weiß ich nicht mit Namen zu nennen; weder die Deutschen noch die Dänen können ihn ihren Freu- d nennen.

Die Lösung des „maritimen Anschlusses“, wie man die Sache nannte, war damals schon gegeben; die Schleswig-Holsteiner ver- wahrten sich dagegen und bestanden auf ihrem Selbstbestimmungs- recht. Der alte reue Klaus Riepen aus Kiel brachte den dahin- gebenden Antrag ein. Man beehrte, auf welche Seite ich mich stellte. Damals schon entpuppten sich alle schillernden Größen des National- vereins handgreiflich als Nationalverräter. Biedermann war, wie immer, ganz Biedermann, Miquel schimpfte auf die „unverbesser-

lichen Demokraten". Franz Dunker spielte den beleidigten Preußen, das höchste — oder wenn man will, das niedrigste — leistungsfähigste, der sich nicht schämt, dem Rechte der Schleswig-Holsteiner, die Interessen der Elbinger Heber gegenüberzustellen. Die Abstimmung ergab in einer Versammlung mehrerer hundert Mitglieder für das Recht der Schleswig-Holsteiner — 24, sage vierundzwanzig Stimmen.

Auf eine juristische Prüfung geht ich begreiflicherweise auch hier nicht ein, so wenig ich daran zweifle, daß dabei Volksverratthätigkeiten am Volke Klage zu führen.

Der Nationalverein ist tot, aber Rechnung hat er nicht gelegt über die weggekauften und namentlich nicht über die in's Wasser geschmissenen Gelder. Die hier als Volksverräter gezeichnet sind, schlagen jetzt ein Pfandrad, aber das große Schwurgericht der Geschichte wird ein anderes Verdict fällen.

Nach der Zeichnung noch einiger Fälle des Landesverratth, die nicht vom öffentlichen Anklager Verfolgung zu bestehen haben, werden wir an die Rechtfertigung unserer Freunde gehen.

Offene Erklärung an den — Präsidenten! des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins.

Unterzeichnet wurde von den hiesigen Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins als Kandidat zum Reichstag Ihnen vorgeschlagen und auch von Ihnen genehmigt. Die Wahltagung hat begonnen, es wird mit Erfolg gearbeitet, es wurde in Betreff meiner Kandidatur Seiten unseres Bevollmächtigten an Sie geschrieben, um zu unterstehen mit Rath und That, hauptsächlich weil es uns an Rednern mangelt, und hierin selbst in einer Versammlung zu unterstützen, wozüglich bei Ihrer Reise von Berlin nach M.-Glückstadt, wo Sie edler Geist als Kandidat figuriren. Sie sagten zu, hielten aber, wie bekannt, schlecht Wort. Fürchten Sie genialer politischer Seitstänzer etwa, die letzten Vorgänge unter Ihrer Diktatur im Vereine wären uns zu Ohren gekommen? Daß wir Sie zur Rede stellen und zur Rechenschaft ziehen würden? Ja, diese traurigen Thatfachen, wir kennen sie. Hätten wir Marburger Mitglieder dieselben 3 Wochen früher gewußt wie jetzt, nimmermehr hätten wir uns in irgend einer Angelegenheit an Sie gewandt, am Wenigsten in der Wahlangelegenheit. Wenn Sie nun ein Mann von Ehre sein wollen, dann kommen Sie nach Marburg und waschen sich hier den Schmutz ab, den wir in großem Maßstabe an Ihnen haften glauben. Auf Ehre und Gewissen können Sie jetzt darauf rechnen, daß sämtliche Mitglieder in Marburg bei dieser Wälsche sein werden.

Nach den Wahlen werden wir Sie entlarven vor aller Welt und Sie in Ihrer wahren Gestalt zeigen, jetzt haben wir Besseres zu thun, als uns mit Aulien zu beschäftigen wie Sie.

Ihr aber Arbeiter, laßt Euch nicht mehr durch ehrgeizige Kreaturen in Euren wichtigen Bestrebungen auseinanderzerren, wir sind sonst für immer zur Ohnmacht verdammt.

Wir Marburger Sozialdemokraten werden Euch zeigen, daß, wenn man mit einer glänzenden, Alles verzehrenden Vegetation für eine hohe Idee kämpft, Etwas erringen kann. Hier brennt der Wahlkampf in heller Flamme. Seit dem Jahre 1848 haben die Sozialdemokraten gerührt, gar Mancher ist fahnenflüchtig geworden. Trotz unserer Widerbegeisterung hoffen wir zu siegen. Wir haben mit den Gegenkandidaten, es sind ihrer 2, ein Nationalliberaler (Herr v. Raibom in Berlin) und, wie man im parlamentarischen Leben sagt, einem „Wilden“ zu thun (Dr. Grimm in Marburg). Tausende von Köpfen auswärts sind aufgestellt, Marburg selbst wird zuletzt vorgenommen. Würden wir nur mit Rednern in den letzten Tagen unterstützt werden, dann ist der Sieg unser.

Internationale Gewerkschaft der Schuhmacher und verwandten Gewerke.

Leipzig. Da durch einige entstandene Lücken im Verwaltungsrath eine Ergänzungswahl nöthig war, so wurde dieselbe Montag, den 20. d. Mts. vorgenommen und sind folgende Herren gewählt worden: Friedr. Müller als aktives Verwaltungsrathsmittelglied, Gustav Kober und Aug. Waden als Ergänzungsmittel. Die Herren Moritz Hörsing und Karl Reigert, als frühere Ergänzungsmittel, sind also von jetzt an als wirkliche Verwaltungsrathsmittelglieder zu betrachten.

Ferner möchten wir die Mitgliedschaften auf unser Organ aufmerk-sam machen und das Abonnement auf dasselbe empfehlen der „Volksstaat“ darf in seiner Genossenschaft fehlen, damit ein Jeder sich jederzeit von Bekanntmachungen aller Art überzeugen kann, es ist des Bevollmächtigten Pflicht, dieselben auszuheben, um bei etwaigem Zweifel Rede und Antwort zur Ueberzeugung geben zu können. Auch fordern wir die Mitgliedschaften auf, getroffene Neuwahlen uns zu eben zu lassen.

Weiter ist uns von der Mitgliedschaft Stuttgart zur Bekanntmachung Folgendes zugesandt worden:

Unser Mitglied Fein, gebürtig aus Lehmweiler bei Adlingen (Württemberg) hat sich in letzterer Zeit außerordentliche Schwundelien und Verwirrungen zu Schulden kommen lassen, sowohl an Vereinsmit-gliedern als an der Genossenschaft selbst; so wollte er die 7 fl., welche bei unserer Christbaumfeier gesammelt worden und für politisch Gemah-regelte bestimmt waren, unterschlagen, man kam ihm aber noch recht-zeitig auf die Spur.

Fein war früher in der Genossenschaft Eßlingen mit der Kasse betraut, und hat auch dieselbe Alles sammt Buch unterschlagen.

Vor einigen Tagen hat sich derselbe heimlich ohne Schriften von hier entfernt und wird jedenfalls als politischer oder militärischer Flücht-ling seine Schwundelien fortsetzen. Wir warnen also hiermit Jeder-mann vor diesem Fein, erklären ihn als ausgeschossen und jede Mit-gliedschaft möge vorsichtig sein, wenn derselbe irgendwo wieder auftaucht.

Abrechnung der Krankenkasse der Internationalen Manufaktur-Genossenschaft zu Weerane.

Laut Beschluß des Vereins veröffentlichte ich die Abrechnung vom 1. Mai bis Ende Dezember 1870, um zu zeigen, daß auch Leben in jetzigen gedrückten Zeiten herrscht. Es haben sich bis jetzt 115 Mit-glieder an unserer Kasse betheilig, ich kann somit das Resultat als günstig bezeichnen.

Gesammte Einnahme 52 Thlr. 27 Groschen
" Ausgabe 40 " 14 "

Verbleibt Kassenbestand 12 Thlr. 13 Groschen.

Wir richten die Bitte an alle Ortschaften, die Krankenkassen gegründet haben, etwas von sich hören zu lassen, damit wir bald in der Lage sind, die Statuten drucken zu lassen. Alsbald, glauben wir, wird unsere Kasse eine sehr starke werden, denn Alles wünscht Statuten und Einrichtungsblätter. Also vorwärts, daß wir das Ziel erreichen!

Weerane, 16. Februar 1871.
Mit sozialdemokratischem Gruß Kassirer August Haverbier.
Obige Rechnung geprüft und für richtig befunden:
H. Loh. J. Poser. J. Reibcher. Geschäftsführer S. Koblant.

Glauchau, 18. Febr. Sie haben in Ihrem Blatte bereits er-wähnt, wie das hiesige Stadtverordnetenkollegium den Antrag des Stadtraths, 150 Thlr. zur Friedensfeier zu bewilligen, abgelehnt hat. Nationalliberale Blätter knüpfen daran die Schlussfolgerung, es sei dies ein Zeichen der „einseitigen“ Zusammenfassung unseres dermaligen Stadtverordnetenkollegiums, unterlassen es aber wohlweislich, die Um-stände und Gründe zu erwähnen, unter bez. aus denen die Ablehnung erfolgt ist.

Das alte Stadtverordnetenkollegium mit seiner ebenfalls, freilich nach anderer, nämlich der sog. nationalliberalen Seite hin „einseitigen“ Zusammenfassung hatte dem Stadtrath bereits 200 Thlr. zur Friedens-feier bewilligt, aber durchaus nichts dawider gehabt, daß diese 200 Thlr. bei den einzelnen Siegesfeierlichkeiten vertheilt bez. verpufft wurden.

Die Lage unserer Stadt ist nun der Art, daß die Schulden in einem Verhältnisse zum Grundebesitz der Stadt stehen, bei-dem die Genehmigung einer Anleihe seitens der Regierung nicht zu erwarten steht, vielmehr die Nothwendigkeit vorliegt, einen Steuerzuschlag in der Höhe von 1/10 bis 2 Monat städtischer Steuer zu erheben.

Dieser Steuerzuschlag trifft selbstverständlich am Härtesten die un-bemittelten Klassen, die am meisten gelitten haben, und die schon im vorigen Jahre durch eine von ca. 1600 Reklamanten eingereichte, mit Erfolg gekrönte Steuerreklamation Anlaß hatten, sich gegen Steuer-überbürdung zu wehren. Ihnen fallen neue 150 Thlr. aufzubringen (schwer während es in unserer Stadt zahlreich Mitglieder jener „Pa-

triotenklasse“ giebt, deren jeder einzelne, ohne damit eine nennens-würthe Vermögensminderung zu erfahren, die 150 Thlr. spenden könnte. Mögen sie ihren Patriotismus dadurch bewähren, daß sie, anstatt zu rathlosiren, den Beutel ziehen und zahlen.

Auf anderer Leute Kosten Siege zu feiern, ist leichter und wohl-feiler, als selbst die Kosten zu tragen.

Waldheim. Schon wieder einmal muß die Cigarrenfabrik der Herren Rühle und Altmann in diesem Blatte erwähnt werden, denn derartige Sachen zu übersehen, wäre wahrhaftig eine Sünde. In dieser Fabrik fungiren zwei Werkmeister, der eine wurde wegen seiner galanten Handlungsweise zweimal in diesem Blatte veröffentlicht, aber der andere, Namens Louis Breitfeld, scheint die Arbeiter noch elber behandeln zu können, indem er den Arbeitern mit den gemeinsten Schimpfereien entgegenkommt. Als kürzlich Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem Preislaale in genannter Fabrik nach dem Mittagsschlaf einpressen und wunden, da werden sie sich auch unterstehen, sich theil-weise untereinander in ein anständiges Gespräch einzulassen, was wohl Hrn. Breitfeld nicht angehen haben mag, so daß er im größten Zorn wörtlich andief: „Ihr gottverdammten Luder, wenn Ihr die Schnau-zen nicht haltet, haue ich Euch die Form um den Kopf herum“, worauf einige Arbeiterinnen, welchen diese Drohung doch zu hart war, herunter kamen in den Arbeitsaal und weinten. Aber Niemand von Seiten der Arbeiter hat diesen gebildeten Herrn Faktor zur Verant-wortung gezogen darüber, vielleicht aus Furcht vor dem Festerabend. Die Herren R. und A. scheinen dieses Benehmen zu billigen, da nicht das Geringste von letztgenannten Herren geschah, was als eine Ge-nugthuung der Arbeiter angesehen werden könnte. Einer dieser Herren Faktoren ist hingetretten vor die Arbeiter und hat gesagt: „Ihr glaubt wohl, daß ich mich darüber ärgere? Nein, da sehen die Herren, daß ich auf ihren Nutzen bin!“ woraus man vermuthen kann, daß der-artige Rohheiten von den Herren Heß gebilligt werden. Ich wäre im Stande, noch einige derartige Freundschaftsbriefchen von diesen beiden Faktoren anzuführen.

Leipzig. Am 18. d. M. feierte der Arbeiterbildungs-Verein sein 10. Stiftungsfest mit Concert, Gesang und Tanz, trotz der schweren Noth der Zeit unter sehr reger Theilnahme seiner Mitglieder und derer, die ihm „anverwandte und zugehörig“ sind. Der zweite Vorsitzende, B. Baer, gab einen Bericht über die Thätigkeit des Vereins im ab-gelaufenen Jahre. Vor allen Dingen, sagte er, habe ich zuerst dessen zu gedenken, dem es von Rechtswegen zuzufallen, heute diese Stelle ein-zunehmen und der sicher auch nicht gefehlt hätte, wenn er nicht durch eine höhere Gewalt gezwungen wäre. Ich meine den ersten Vorsitzenden, unseren Bebel, der, wie Sie Alle wissen, seit Monaten hinter Schloß und Riegel fest gemacht ist, weil er für die Interessen der Ar-beiter als Vagabond einer neuen, besseren Zeit eingetreten ist. Es ist traurig, daß man noch immer nicht ein freies Wort vertragen kann, trotz der Hunderttausende von Bajonetten, auf welche die öffentliche Macht sich stützt. Sie genügen immer noch nicht, um die Aengst des bösen Gewissens zu beschwichtigen. Es heißt zwar, die Geschichte soll die Lehren für all unser Thun sein, aber diese Lehre ist auch in den Wind gepredigt. Man will eben nichts lernen und — nichts vergessen. Der alte Vets in dem Siegesliede von 1813

Nicht Koff, nicht Reisse
Schützen die Heile Hölz,
Wo Hülsen nicht'n,

ist heute verpönt und geküßten: an seine Stelle ist ein anderes gesell-igstes Wort getreten: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.“ Und doch haben uns die jüngsten Tage gezeigt, daß alle Majestäts- und Herr-lichkeit trotz eines Herres, das nach Hunderttausenden zählte und für eines der besten in der Welt galt, wie Glas in Scherben gingen. Ver-sucht man es auch, unsern Bebel zu einem Verbrecher zu hinstellen, so hält dennoch unser Verein an ihm fest. In dem letzten Vierteljahrhun-dert, seit 1848, hat das Buchhaus seine Schreden verloren; eine ganze Reihe von Männern, die mit zu den „besten“ gezählt wurden, haben dort Wölfe gezupft und gesponnen, und durch sie ist das Buchhaus zur Ehrenhalle geworden. So hat auch der Verein seinen Bebel, trotzdem er im Gefängnis sitzt, wiederum zu seinem ersten Vorsitzenden gewählt und in der That ist auch Niemand würdiger als gerade er, diesen Ehrenposten an der Spitze des Vereins einzunehmen; seit dem ersten Tage seines Festhaltens gehört er diesem an und hat sofort durch seine Thätigkeit bemerklich gemacht, ja seit einer Reihe von Jahren ist er im vollen Sinne des Wortes die Seele des Vereins.

Daß unser Bebel heute unter uns steht, ist eine Frucht des Krie-ges. Aber außerdem läßt dieser noch schwer auf uns. Eine nicht kleine Zahl unserer Mitglieder steht draußen im Felde, einige sind uns sogar für immer entzogen und hier habe ich besonders eines der that-kräftigsten Mitglieder des Vorstandes, unseres Kroegsch, ehrend zu ge-denken, der schon vor Monaten seinen Wunden erlegen ist. Sein An-denken wird bei uns stets in Ehren bleiben.

Vorträge wurden 67 gehalten durch 20 Vortragende, von denen zwei — Viehnacht und Hepper —, leider die Schicksalsgenossen unseres Bebel, also auch heute, an unserm Ehrentage unter uns fehlen. Unter diesen Vorträgen waren: 29 geschichtliche, 9 naturwissenschaftliche, 5 über deutsche Literatur, 4 über Gesundheitspflege, 3 kulturgeschicht-liche, 2 über Mythologie, je einer über Festungsbaun und Stenographie und 12 politische und soziale. Ich hebe das besonders hervor den Verläum-dungen unserer Widerlächer gegenüber, obgleich ich weiß, daß diese gegen Gründe und Beweise blind und taub sind. — Unterricht wurde ertheilt in Gesang (40 Theilnehmer), Buchführung und gewerblicher Geschäfts-funde (40), deutscher Sprache und Stilistik (25), Rechnen (15), engli-scher Sprache (11), Curfus, 35, 1. 8), Stenographie (18), Schönheits-reden (8), französischer Sprache (12), und Turnen (25). Also auch diese Darlegung bezeugt, daß der Verein trotz aller Verläumdungen seiner Widerlächer an seinem Programm, wie es bei seiner Gründung aufge-stellt, festgehalten hat. Man kann eben das Eine thun und braucht deshalb doch das Andre nicht zu lassen.

Der Vorsitzende dankt allen Männern, die dem Verein bei seinen Bildungsbestrebungen unterstützt, und wünscht, daß sie ihm auch ferner treu bleiben möchten.

Zu den Bildungsmitteln des Vereins gehören ferner ein reichhal-tiges Lesezimmer mit circa 30 politischen, technischen und unterhaltenden Zeitschriften, von denen ein großer Theil gratis gewährt wird — und eine Bibliothek von circa 2000 Bänden. Aus letzterer wurden im verfloffenen Jahre 1823 Bände ausgeliehen, so daß also fast die ganze Bibliothek durch die Hände der Mitglieder gegangen ist.

Versammlungen wurden gehalten: 2 General- und 4 Monatsver-sammlungen und an 17 Abenden Redebildungen. Der Vorstand hielt 22 Sitzungen. Abendunterhaltungen und gesellige Zusammenkünfte fanden — außer dem Stiftungsfest, der Weihnachts- und Sylvestfeier — 12 statt.

Im Laufe des Jahres traten 409 Mitglieder neu ein, freilich, wie es eben zumeist die Verhältnisse bedingen, nur auf kurze Zeit, denn aus den Mitgliederbeiträgen berechnen sich nur 250 Mitglieder.

Unser Budget schließt ab in Einnahme und Ausgabe mit 1666 Thlr. 1 Gr. 8 Pf. Dasselbe bedarf noch einiger Erläuterungen, um Auf-schluß über die bekannten Hiefiger Gelder zu geben. Einnahme: Be-stand 148, Mitgliederbeiträge 484, Festüberschüsse 38, Verkaufte Uen-silien 36, Rente 29, Rückzahlung der Credit-Anstalt des A.-B.-V. 550, Einziehung früherer Ersparnisse 280. Freilich findet sich ein Gefehnt mit 15 Thlr. vor, aber leider rührt das nicht aus Hiefiger her, son-dern von unserm Wirth, ein Beitrag zu den Kosten für die Renova-tion unserer Räume. Das Hiefiger Geld ist demnach nur in bar-nirten Köpfen. Ausgabe: Rente 395, Lehrer-Honorar 134, Bibliothek 56, ausgelagerte Bau-Altien 125, beim Voranschlag-Berein angelegt 190, gekaufte Prioritäten 504, Bestand 30. Für Bildungszwecke hat dem-nach der Verein ausgegeben 585 Thlr. und dem Reben einzig und allein als Ausgaben für Parteizwecke 10 pSt. der Mitgliederbeiträge, also 48 Thlr., gegenüber. Also auch hier müssen unsere Widerlächer mit Scham gestehen, daß sie unsern Verein verläumdet haben.

Der Redner knüpft hieran eine kurze Uebersicht der Geschichte des Vereins. Derselbe ist so zu sagen die Fortsetzung oder Wiederbelebung ähnlicher Bestrebungen, die durch den Alp der Reaktion nach 1848 er-drückt wurden. Wie in der Natur das Unwetter nur vorübergehend ist, so mußten sich auch mit der Zeit die hochgehenden Wogen der Reaktionswuth legen, die nicht bis an das Ende aller Tage luttig fortbranden konnten; dem Hochgefühl der Reaction folgte eine Zeit der Aktion, wenn auch nur einer sehr zähen und lahmen, da dachten die Männer, die hier an der Spitze des politischen Lebens standen, daß es gut sein würde, den gemeinsten Gefallenverein wieder ins Leben zu rufen, da ein solcher, wie die Folgerung gelehrt, doch zu mancher-

lei Dingen nütze sei. Unter schweren Geburtswehen erblickte denn end-lich unser Verein gleichsam erst in Folge einer gewaltigen Operation der Opposition in der sächsischen Ständeversammlung, gerade heute vor 10 Jahren im Wieneraal das Licht der Welt und wurde das große Hoffnungen erregende Kind auf den Namen „Gewerblicher Bildungs-Verein“ getauft, da die Bedeutung des Namens „Arbeiter“ bei diesen selbst noch nicht zum Durchbruch gekommen war. Heute ist leider die „alte Garde“, die vor 10 Jahren jener feierlichen Stunde beinahte, sehr zusammengeschmolzen; sie wird kaum noch ein Viertel-hundert betragen, doch können wir unter den Gewerbetreibenden Leipzigs die älteren Mitglieder des Vereins zu Duzenden zählen, aber leider scheint in ihnen das Gedächtniß dessen, was sie dem Verein verdanken, gänzlich erstorben zu sein, da sie heute unter uns nur sehr spärlich vertreten sind.

Die Furcht, daß man sich gegen den gelockerten Jügel aufbäumen werde, war zur Zeit der Gründung unseres Vereins noch so groß, daß man denselben unter Vormundhaft stellte; es war die zweite Abtheilung der hiesigen polytechnischen Gesellschaft. Indessen müssen wir es doch offen bekennen, daß diese Vormundung nie so schwer auf uns gelastet hat. Man ließ uns volle Freiheit in unserm Ge-bahren und siehe da, das Sprichwort von dem jungen Ross in alten Schläuchen bewährte sich denn auch sehr bald an unserm Verein. Schon im zweiten Jahre war hier eine Partei vorhanden, die mehr vorgeschritten sein wollte; da aber der Mehrheit die Zeit für eine hiefige Aktion noch nicht geeignet erschien, so kam es zur Spaltung, die zugleich auch den Anstoß gab zu der Arbeiterbewegung, wie sie noch heute durch ganz Deutschland geht. Diejenigen, die damals aus-traten, sind entweder freiwillig schon längst abgetreten oder kalt gestellt worden, oder wenn heute noch thätig, so gehen sie wieder Hand in Hand mit uns, während unser Verein immer noch an der Spitze der Bewegung steht.

Für jene erste Zeit gilt freilich auch von unserm Verein das alte Wort: „Als ich ein Kind war, sprach und handelte ich wie ein Kind.“ Er hat der gefühnsmüthigen Opposition des sächsischen Landtages — daß sich Gott erbarme — seiner Zeit weder Ständchen gebracht und war er überhaupt das getreue Gefolge des selig entschlafenen Nationalvereins. Dafür mußten natürlich die armen Kinder belohnt werden. Die Väter der Stadt gewährten uns eine Unterstützung, die bald auf 200 Thaler stieg, auch sonst wurden uns Gelder gewährt, die freilich zu dem projektierten Hausbau nicht ausreichten, aber doch später uns sehr zu statten gekommen sind. So stand denn damals unser Verein weit und breit im hohen Ansehen, weshalb auch hier der zweite Reichstag der deutschen Arbeiter-Vereine im Jahre 1864 abgehalten wurde, wo der Bürgermeister der Stadt Leipzig in höchst-eigener Person die Vertreter der deutschen Arbeiter begrüßte und voll des Lobes ihrer Bestrebungen war.

Indessen schon das Jahr 1866 schlug diesem Haß den Boden ein. Das herzliche Einverständnis hatte ein jähes Ende mit der Volks-versammlung, welche die Leiter unseres Vereins gegen die vom Rath und von den Stadtverordneten nach Dresden abgeschickte Petition gegen den Krieg einbrachten. Wie großes Gewicht man damals von jener Seite noch auf unsern Verein legte, bezeugt der Umstand, daß der damalige Stadtverordneten-Vorsitzer selbst in jener Versammlung auftrat, um das Vorgehen der städtischen Behörden zu rechtfertigen, aber trotz aller seiner Beredsamkeit machte er doch gründlich Fiasco. Seit der Zeit ist der Verein seinen eigenen Weg gegangen, und so sehr man auch jetzt darüber schreit, daß wir nicht mehr gewillt sind, die Kasernen für Andere aus dem Feuer holen zu wollen, glaube ich doch, daß der Verein wohl daran gethan hat.

In der Hoffnung, daß es wohl noch gelingen werde, die verirrten und misleiteten Schafe wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen — und an Versuchen dazu hat es wahrlich nicht gefehlt, — ließ man uns die strafende Hand noch nicht fühlen. Indessen, die Sache kam anders. Unser Verein stand als Vorort an der Spitze der deutschen Vereine; sein Werk war der Nürnberger Vereinstag, er, der Urheber der dort gefaßten Beschlüsse. Diese Missethat sollte seitens der Stadt-verordneten mit der Entziehung der Unterstützung geahndet werden, jedoch trat der Magistrat selbst für uns ein. Dieser Wink mit dem Zaumfahl hatte seine Wirkung; die Macht des Geldes erwies sich gegen unsern Verein als ohnmächtig. Auf Nürnberg folgte Gienach und damit hatte die werththätige Freundschaft der städtischen Behörden ein Ende; der Rath der Stadt Leipzig brachte es fertig, seinen eigenen Gründen, die er ein Jahr zuvor für die Fortgewährung der Unter-stützung vorgebracht hatte, ins Gesicht zu schlagen. Wir haben oben auf das Schlagendste nachgewiesen, daß der Verein trotz der Wank-lagen, die er im Laufe der Zeit nach der politischen Seite hin erfahren hat und nothwendig auf Grund des Gesetzes der Entwicklung insolge seiner Bildungsbestrebungen erfahren mußte, zu allen Zeiten seinem ursprünglichen Programm treu geblieben ist und sich an das Geheiß der Thoren in keiner Weise gefehert hat. Wäre es den Vätern der Stadt Ernst gewesen mit ihrem Interesse für die Sache der Arbeiter, so hätte man sich mit eigenen Augen und Ohren von unserm Thun und Treiben überzeugen müssen. Statt dessen hat man die uns ge-währte Unterstützung einer Privatspekulation zulassen lassen und selbst in den jüngsten Tagen sogar auf 500 Thaler erhöht, — und dazu müssen natürlich auch die Arbeiter ihre lauer erworbenen Groschen beisteuern. Bei jenen Verhandlungen gegen uns erkannten die städti-schen Behörden für nothwendig, daß ihrerseits dem Arbeiter zur Fort-bildung Gelegenheit gegeben werde. Bis heute ist es aber beim Reben geblieben, und bin ich der festen Hoffnung, daß unser Verein dieser Konfuzenz mit aller Seelenruhe entgegen sehen kann.

So muß denn jetzt unser Verein auf eigenen Füßen stehen, und das kann ihm nur lieb sein. In seine Sache eht, so wird er auch ferner trotz alledem bestehen; kann sie dagegen die Probe nicht aus-halten, so ist sie überhaupt auch nicht werth, zu leben. Die An-seindungen ringsum dürfen uns nicht kümmern; wer eben seinen eigenen Weg geht, muß darauf gefaßt sein; sagt doch schon ein altes Sprichwort: „Viel Feind, viel Ehr!“ Galt der Verein auch ferner fest an dem Spruche: „Thue recht und scheue Niemand“, so kann er getrosten Muthes in das zweite Jahrzehnt eintreten, und im Ver-trauen hierauf wünschen ich unserm Verein ein recht langes Leben und eine erprießliche Thätigkeit.

Briefkasten.
B. Wittweiba: 1 Thlr. 2 Gr. erhalten. — Lugau: Sonntag Nach-mittag, nicht! Abends.

Für die Familien der Inhaftirten.
Soz.-dem. Arb.-Ver. Leipzig d. R. (9. Beitrag) 3 Thlr. — Gr. 5 Pf., Pfeifenklub Grimmtuch 2 Thlr. 5 Gr., Parteigen. in Hof 1 Thlr., aus R. b. Zw. 1 Thlr. 15 Gr. d. Reihhorn, Internationale Schuym. Genossenschaft. Leipzig d. W. 1 Thlr. 15 Gr.

Für die „Volksstaat“-Anleihe:
Zwickau 5 Thlr. Reichsbank 14 Thlr.

An die Parteigenossen!
Für den Volksstaat sind ferner eingegangen:
Parteigenossen in Hof d. W. 1 Thlr.

Wiederholt
machen wir darauf aufmerksam, daß einzelne Exemplare der bei der Expedition erschienenen Schriften weder per Post-nachnahme, noch auf bloße Bestellung verhandelt werden. Be-trag ist bei Bestellung stets beizufügen.
Die Expedition des „Volksstaat“.

Durch die Expedition des „Volksstaat“ ist zu beziehen:
Zu den Reichstagswahlen
von Carl Dirsch.
Separat-Abdruck aus dem „Volksstaat“.
Preis: einzeln 1 Gr. Bei größeren Bestellungen à 100 Stück ab Leipzig 1 Thlr. 15 Gr.

Der Reichstagswahl ist für den Wahlfond zur Wiederwahl Bebel's und Viehnachts bestimmt.
Antrag und Reden von Bebel und Viehnacht im Reichstags-

Leipzig: Berant. Redaktent in Vertretung: Carl Dirsch (Redaktion-Gmillerstr. 2.) Druck u. Verlag: F. Thiele. (Expedition: Petersstr. 15.)